



EDITORIAL

Bernd Hertweck
Vorstandsvorsitzender

„Kommt die D-Mark nicht nach hier, gehen wir zu ihr“. Was zur Jahreswende 1989/90 tausendfach in den Straßen der damaligen DDR skandiert wurde, hatte Folgen. Allein im Januar 1990 zogen mehr als 70.000 DDR-Bürger in die alte Bundesrepublik. Beide Staaten waren sich einig, dass den Bürgern der DDR möglichst schnell eine Bleibeperspektive geboten werden musste.

Vor 30 Jahren, am 1. Juli 1990, trat die Währungs-, Wirtschafts- und Sozialunion in Kraft. Die D-Mark wurde in der DDR eingeführt – wie auch die Soziale Marktwirtschaft und mit ihr das Bausparen.

Es stieß auf überwältigenden Zuspruch. Die Sehnsucht nach eigenen vier Wänden war groß; die Bereitschaft, dafür zu sparen, auch. Zwei von drei DDR-Bürgern gaben bei einer Umfrage an, vom Bausparen schon etwas gehört zu haben. Die Politik unterstützte das zweckgerichtete Vorsparen mit einer temporär verbesserten Wohnungsbauprämie.

Innerhalb weniger Monate wurde fast eine halbe Million neue Verträge abgeschlossen. Zwei Jahre später waren es mehr als zwei Millionen Verträge. Schaut man heute auf die Wohneigentumsquote, stellt man fest: Ja, es gibt noch Unterschiede: zwischen Ost und West, aber auch innerhalb des Ostens und innerhalb des Westens. Aber in Brandenburg liegt die Wohneigentumsquote über dem Bundesdurchschnitt und in Thüringen über dem Wert von Nordrhein-Westfalen. Das kann sich doch sehen lassen!

Bernd Hertweck

Eigene vier Wände: 669 Euro Mietersparnis im Alter

Rentner, die in den eigenen vier Wänden wohnen, sparen im Schnitt monatlich 669 Euro Miete. Das entspricht rund 35 Prozent ihrer durchschnittlichen gesetzlichen Rente von 1.930 Euro pro Haushalt. Zu diesem Ergebnis kommt eine aktuelle Sonderauswertung* des Statistischen Bundesamtes im Auftrag des Verbandes der Privaten Bausparkassen.

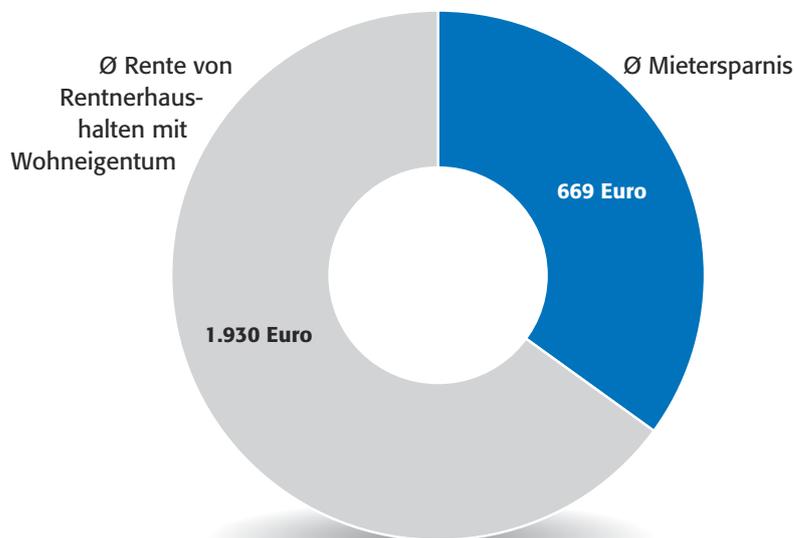
Deutliche Unterschiede zeigen sich zwischen West- und Ostdeutschland aufgrund von Mietpreisen und Rentenhöhen. In Westdeutschland müsste im Schnitt eine fiktive Miete in Höhe von 692 Euro pro Monat gezahlt werden. Die Mietersparnis macht hier 36,7 Prozent der pro Rentnerhaushalt gezahlten durchschnittlichen gesetzlichen

Rente von 1.887 Euro aus. In den neuen Bundesländern (inklusive Berlin) beläuft sich die unterstellte monatliche Zahlung auf 548 Euro oder 25,4 Prozent der monatlichen Rentenleistung, die hier bei 2.155 Euro pro Rentnerhaushalt liegt, der im Wohneigentum lebt. ■

* Grundlage für die Berechnungen ist die Einkommens- und Verbrauchsstichprobe 2018

Steinerne Zusatzrente

Rentnerhaushalte mit Wohneigentum sparen im Schnitt 35% ihrer gesetzlichen Rente



INHALT

Brutal hässlich. Brutal schön. Niemals abreißen. – Im Interview: Kurator Oliver Elser	2	Bauen für die Enkel – Im Interview: Leichtbauforscher Prof. Dr. Werner Sobek	6	30 Jahre Währungs-, Wirtschafts- und Sozialunion	8
		Eigenheimbau: Stärkste Säule des Wohnungsbaus	7		

IM INTERVIEW: KURATOR OLIVER ELSER

Brutal hässlich. Brutal schön. Niemals abreißen.

Nicht nur Wohngebäude kommen in die Jahre, wo sie sanierungsbedürftig oder schlimmstenfalls ein Fall für die Abrissbirne werden. Auch öffentliche Bauten, die oftmals das Bild einer Stadt und das gesellschaftliche Leben dort prägen, sind von kritischer Bestandsaufnahme nicht ausgenommen. „SOS Brutalismus – Rettet die Betonmonster“ ist als Hilferuf für die weltweit gefährdeten Betonbauten aus den 50- bis 70er-Jahren zu verstehen und gibt einer Ausstellung des Deutschen Architekturmuseums Frankfurt/M. den Namen. Dazu das Interview mit dem Kurator der Ausstellung, Oliver Elser.

„SOS Brutalismus – Rettet die Betonmonster“. Unter diesem Titel ist der Ausstellung des Deutschen Architekturmuseums Frankfurt/M. Aufmerksamkeit garantiert – und vermutlich auch ein Aha-Effekt, wenn der Laie dann erfährt: Beim Brutalismus handelt es sich um einen Architekturstil der Moderne, abgeleitet vom französischen „béton brut“. Oder ist hier jeder sofort im Bilde?

Keineswegs. Teil der gemeinsamen Arbeit mit unserem Kooperationspartner, der Wüstenrot Stiftung, ist es schließlich, neue Sichtweisen aufzuzeigen – und Dinge vielleicht etwas geradezurücken. Es war durchaus als Provokation zu verstehen, als Anfang der 1950er Jahre aus dem „béton brut“ der Brutalismus wurde. Die Nebenbedeutung im Sinne von „roh“ bzw. „brutal“ und eben auch von „Brutalität“ war jenen, die diese Haltung

damals in England geprägt haben, selbstverständlich auch bewusst. Es sind keine „niedlichen kleinen“ Gebäude. In diesen Bauten aus rohem, also unverkleidetem Beton steckt viel Kraft, aber gelegentlich durchaus so etwas wie Brutalität.

Sie haben auch Verständnis für diejenigen, die sagen: Es sind die hässlichsten Gebäude der Welt?

Absolut. Trotzdem ist es ja interessant zu fragen: Wie sind sie entstanden und warum? Wir haben die Besucher der Ausstellung zu einer imaginären Weltreise eingeladen. Denn brutalistische Architektur findet man in vielen Ländern der Erde.

Wie erklären Sie sich die weltweite Verbreitung dieser doch auch sehr umstrittenen Architektur?

Oft verbinden sich mit dieser Zeit stolze Erinnerungen an den Aufbruch in den

50er- bis 70er Jahren. Viele Staaten in Afrika, beispielsweise, haben damals die Kolonialzeit hinter sich gelassen. Viele herausragende Gebäude dieser Art, zudem sehr gut erhalten, sieht man auch in Israel, einer der internationalen Hotspots der Betonarchitektur. Aber auch Brasilien oder das ehemalige Jugoslawien waren Schwerpunkte. In Deutschland weist die brutalistische Architektur oft eine hohe Ausführungsqualität gerade bei öffentlichen Gebäuden auf, wie es sie in der Zeit danach nur noch selten gibt.

Täuscht der Eindruck oder sind darunter tatsächlich besonders viele Rathäuser, um deren Erhalt oder Abriss hierzulande in einer Reihe von Städten, etwa in Reutlingen, gerade debattiert wird?

Der Eindruck täuscht. Aber Rathäuser sind besonders auffällig, weil ihre Archi-

Fortsetzung von Seite 2

tektur in vielen Fällen noch etwas aufwendiger und sorgfältiger ausgeführt wurde. Doch genauso gibt es einige, zum Teil hervorragend in Beton ausgeführte Hochschulbauten aus dieser Zeit – so etwa der Campus der Ruhruniversität Bochum. Oder das Lehmbruck-Museum in Duisburg, aber auch beeindruckende Theaterbauten – beispielsweise in Ingolstadt. Und nicht zuletzt zahlreiche Kirchengebäude.

Stichwort Qualität. Das kriegen wir heute nie wieder so hin, hört man häufig von den Befürwortern der brutalistischen Architektur. Was ist dran an diesem Argument?

Es gibt die erwähnte handwerkliche Qualität in der Ausführung und darüber hinaus eine besondere Wertigkeit der Materialien, beispielsweise Massivholz-Handläufe oder sehr solide konstruierte Fenster. Manchmal ist Naturstein verbaut oder Edelstahl. Bei der Herstellung der Betonteile ist man wie bei einem Möbelstück vorgegangen. Im Grunde wurden die Gebäude ja doppelt gebaut – zuerst die Schalung aus Holz, in die der Beton gegossen und dann ausgeschalt wurde. Selbst kleine Fehler fallen so an der Oberflächen-Struktur sofort auf, jeder Pfusch wäre sichtbar.

Unter welchen Umständen würden Sie vielleicht doch für einen Abriss der oft kontrovers diskutierten Gebäude plädieren?

Gar nicht, ich halte es da mit den Architekten Lacaton-Vassal: „Never demolish, always repair“ („Niemals abreißen, immer reparieren“). Allein aus ökologischen Gründen ist es notwendig, die Perspektive auf die Architektur komplett zu verändern. Der neue, nachhaltige Normalfall sollte sein: Man reißt ein Gebäude nicht ab, sondern nutzt es um. Ein schönes Beispiel ist die ehemalige Sankt-Agnes-Kirche in Berlin, ein typischer Brutalismusbau, heute eine Kunstgalerie und angesagter Ausstellungsort. Denn die Kirchen müssen sich bekanntlich aufgrund schrumpfender Gemeinden von einem Teil ihrer Sakralbauten trennen. Es geht nicht um „schön oder hässlich?“, man muss an die Vernunft appellieren. Einfach weg damit, wenn es nicht mehr passt, diese Herangehensweise an Architektur und Städtebau ist weder ökonomisch noch ökologisch sinnvoll.

Das heißt?

Es geht um eine neue Form der Nachhaltigkeit im Umgang mit dem Gebäudebestand. In dem Zusammenhang sollten wir uns zudem erinnern: Auch die



Oliver Elser vom Deutschen Architektur-museum Frankfurt/M. hat die Ausstellung zum Brutalismus kuratiert

Foto: DAM/Kirsten Bucher

vielen schönen Altbauten, oft aus der Gründerzeit, in denen heute viele so gern wohnen, hat man bis Mitte der 70er-Jahre für abrisssreif erklärt.

Worauf wollen Sie hinaus?

Im Osten wie Westen hat man die Innenstädte – auch als Wohnort – lange Jahre stark vernachlässigt und lieber am Stadtrand neue Wohnviertel errichtet. Damals gab es auch zig Argumente, warum sich das nicht lohnt: viel zu teuer, Sanierung zu aufwendig. Genauso heute bei den Brutalismus-Bauten. Aber die Kostenargumente sind heute genauso falsch wie damals. Was beim Wohnen

Fortsetzung auf Seite 4



Beispiel für brutalistische Architektur aus den 70er-Jahren – das Rathaus in Aalen (Baden-Württemberg), dem Experten eine hervorragende Grundsubstanz und Funktionalität bescheinigen Foto: Stadt Aalen



Universitätsbibliothek Campus Be'er Sheva, Israel, erbaut 1968 Foto: Gili Merin 2017

Fortsetzung von Seite 3

inzwischen machbar ist, sollte also auch bei den „Betonmonstern“ möglich sein.

Lässt sich beziffern oder zumindest schätzen, wie viele solcher Bauten im Stil des Brutalismus hierzulande existieren?

In unserer Datenbank sind für Deutschland rund 350 besonders interessante Gebäude in sehr unterschiedlichem Zustand dokumentiert, nach dem Vorbild einer Artenschutzliste: von Rot für gefährdet, über Blau für vorläufig gerettet, Grau für weitgehend im Originalzustand erhalten, bis hin zu Schwarz für bereits abgerissen. Etwa ein Drittel davon steht unter Denkmalschutz. Insgesamt dürfte es allein in Deutschland wohl mehrere Tausend solcher Betongebäude geben.

Unter welchen Voraussetzungen wird ein solches Gebäude denn als Denkmal geadelt?

Es ist keineswegs allein oder immer nur der Baustil, weshalb Gebäude unter Denkmalschutz gestellt werden. Dazu gehört deutlich mehr. Warum ist das Gebäude damals gebaut worden? Was

macht es so besonders? Hierbei geht es auch um eine gewisse Einzigartigkeit oder einen Seltenheitswert in der Region, weil es dort kein anderes vergleichbares Bauwerk mehr gibt. Aber oft ist es auch die Geschichte dahinter. Bei einer Kirche in Hamburg – das wissen wir von der Denkmalpflege – ging es nicht nur um Beton. Sondern auch darum, dass sich die Kirchengemeinde damals um die sogenannten Gastarbeiter gekümmert hat. Das waren italienische oder griechische Gemeinden. Damit ist es auch Stück deutscher Migrationsgeschichte.

Die Ausstellung zum Brutalismus war jüngst im Rathaus von Aalen in Baden-Württemberg zu sehen, selbst ein typischer Bau dieser Stilrichtung. Jetzt wandert sie weiter – wohin?

Es geht nach Taiwan in die Hauptstadt Taipeh, anschließend eventuell in reduzierter Form nach Hannover. Das Thema ist keineswegs beendet. Es gibt nach wie vor großes Interesse, auch an unserer Website <http://www.sosbrutalism.org> – die Datenbank wächst und gedeiht.

Viele Museen haben als Reaktion auf die Pandemie ihre Ausstellungen im Internet digital zugänglich gemacht. Bei „SOS Brutalismus ...“ war es im Grunde – lange vor Corona – dem Vernehmen nach wohl eher umgekehrt? Sie fußt auf einer weltweiten digitalen Sammlung, die dann zur realen Ausstellung mit Fotos und Modellen wurde?

Ja. Wobei das Ganze im Prinzip von Anfang an Hand in Hand ging, und auch so geplant war in Partnerschaft mit der Wüstenrot-Stiftung, die in der Denkmalpflege der Nachkriegsmoderne sehr engagiert ist. Uns war von vornherein klar, dass man mit der Ausstellung auch in den digitalen Raum gehen muss. Denn gerade die jüngere Generation zeigt viel Interesse an diesen Betonskulpturen. Schon bevor wir mit dem Projekt gestartet sind, gab es beispielsweise bereits eine Fangemeinde auf Facebook mit Tausenden von Mitgliedern. Die wollten wir natürlich gern mitnehmen und zeigen, dass es nicht nur darum geht, sich Bildchen zuzuschicken. Sondern vielmehr um die Geschichten hinter den Gebäuden. ■

KURZ UND KNAPP

Real und virtuell – Ausstellung „SOS BRUTALISM – Save the Concrete Monsters!“

Konzipiert wurde sie vom Deutschen Architekturmuseum Frankfurt/M. und der Wüstenrot Stiftung. Sie gibt einen weltweiten Überblick über die brutalistische Architektur der 1950er- bis 1970er-Jahre. Ca. 60 Bauten bedeutender Architekten des 20. Jahrhunderts sind vertreten. Oft, aber nicht immer, sind sie aus Sichtbeton (frz. *béton brut*: roher Beton, daher der Begriff Brutalismus).

Bildtafeln zeigen den ursprünglichen und heutigen Zustand der Gebäude u.a. aus Japan, Brasilien, dem ehemaligen Jugoslawien, Israel und Großbritannien. Viele davon sind von Abriss bedroht. Ungewöhnlich große Modelle aus Karton und kleinere skulpturale Betonguss-Modelle, angefertigt von Architekturstudenten der TU Kaiserslautern, veranschaulichen die architektonischen Qualitäten der kontrovers diskutierten Bauweise.

Die Frankfurter Ausstellung baut auf einer digitalen internationalen Sammlung auf, die sich im Netz inzwischen auf über 1910 Gebäude erweitert hat. Sie wurden über eine Online-Rettungs-Kampagne ausfindig und über die Datenbank unter dem Hashtag #SOSBrutalism bzw. über die Website www.sosbrutalism.org öffentlich gemacht. Dort sind die Bauten nach dem Vorbild eines Artenschutzprojekts in verschiedene Gefährdungsstufen gegliedert.



Foto: Moritz Bernouilly

IM INTERVIEW: LEICHTBAUFORSCHER PROF. DR. WERNER SOBEK

Bauen für die Enkel

Natur- und umweltschonend bauen – mit möglichst wenig Material in guter Qualität für möglichst viele Menschen. Was den Leichtbauforscher Professor Werner Sobek umtreibt, setzt er als Architekt und Bauingenieur dann vielfach um: mit innovativen Konzepten insbesondere bei Tragwerk, Fassade und technischem Innenleben. Gebäude weltweit tragen seine Handschrift – von Chicago bis Tokio, von Dubai bis Berlin. Vom Studentenwohnheim bis zum Sternehotel, vom Hauptbahnhof bis zum Parlamentsgebäude. Und ganz aktuell Siedlungen in Modulbauweise in Winnenden und Esslingen. Im Interview spricht er über Einstein und das Emissionsproblem, recycelbare Häuser und einen Olivenbaum.

Was halten Sie in Bezug auf Ihre Forschungsarbeit an der Universität Stuttgart für Ihre bisher beste Idee, die dann auch umgesetzt wurde?

Von sogenannten Rankings – ganz gleich in welchem Lebensbereich – halte ich generell nichts. Aber das Wichtigste, was ich bisher entwickeln konnte und was mir besonders am Herzen liegt, ist der Gradientenbeton. Ein Beton, dessen innere Dichte sich in den drei Raumrichtungen je nach tatsächlichem Kräfteverlauf nahezu beliebig verändern lässt. Durch diese Optimierung des Innenraums kann man mehr als die Hälfte an Gewicht sparen und zugleich die grauen Emissionen senken, die bei der Herstellung entstehen.

Etwa 60 Prozent des weltweiten Ressourcenverbrauchs, 50 Prozent des Abfalls sowie 35 Prozent des Energieverbrauchs und der Emissionen gehen auf das Konto der Bauindustrie. Wo sehen Sie gegenwärtig den größten Handlungsbedarf, wenn es um diese Rolle des Bauens geht?

Die Menschen handeln erst, wenn sie verstehen, warum sie handeln müssen. Und diese Informationen über Fakten und Zusammenhänge, über den Einfluss des Bauwesens auf Erhalt beziehungsweise Zerstörung von Natur und Umwelt werden meines Erachtens in Politik, Medien und Wissenschaft viel zu wenig vermittelt.

Es geht also zunächst um Aufklärungsbedarf? In welcher Richtung?



Das „Aktivhaus“ (B 10) kann deutlich mehr als das klassische Passivhaus. Dank eines ausgeklügelten Energiekonzepts und einer selbstlernenden Gebäudesteuerung erzeugt es das Doppelte seines Energiebedarfs aus nachhaltigen Quellen selbst und liefert Energie auch für Elektrofahrzeuge. Der Experimentalbau war der Vorläufer für das Aktivhauskonzept von Sobek, mit dem nachhaltiges serielles modulares Bauen in kürzester Zeit möglich ist. Das Aktivhaus gibt es in verschiedenen Modulgrößen vom sehr kleinen Modul mit einer Nettowohnfläche von 28,5 qm bis zum familientauglichen Eigenheim von 186 qm. Foto: Zooney Braun, Stuttgart

Viele sprechen von „erneuerbarer Energie“. Aber Energie kann man weder aus dem Nichts erschaffen noch erneuern, sondern nur transferieren. Einstein hat es auf die Formel $E=mc^2$ gebracht. Alle reden von Energieeffizienz. Aber wenn die Sonne 10.000 Mal mehr Energie auf die Erde einstrahlt, als die Menschen für alle Funktionalitäten brauchen, dann hat die Menschheit doch kein Energieproblem! Wir haben vielmehr ein Emissionsproblem. Die anthropogenen, also die von Menschen verursachten Emissionen sind für die zunehmende Erwärmung unseres Planeten verantwortlich.

Mit dem Pariser Klimaschutzabkommen gibt es seitens der Politik be-

kanntlich eine Orientierung in Richtung Klimaneutralität von Gebäuden.

Wenn wir das Pariser Klimaschutzabkommen wirklich ernstnehmen, erzeugen unsere Gebäude ab 2050 keine Emissionen mehr. Das heißt, wir verwenden dann in der Nutzungsphase keine Energie, die auf Verbrennungsprozessen beruht. Alle heizen und kühlen dann nur noch elektrisch statt mit Öl, Gas, Pellets oder Biogas. Aber – selbst dann ist das Emissionsproblem im Gebäudebereich keineswegs vom Tisch.

Was führt Sie zu diesem Schluss? Wollen Sie damit sagen, dass Klimaschutz immer noch zu halbherzig angegangen wird?

Fortsetzung auf Seite 6

Fortsetzung von Seite 5

Blickt man auf den gesamten Lebenszyklus einer Immobilie – gerechnet auf 60 Jahre –, sieht man schnell: Noch bevor die Bewohner das neu gebaute Haus erstmals betreten, ist bereits die Hälfte der klimaschädlichen Stoffe, die dieses Gebäude in seinem Lebenszyklus ausstößt, in Form von grauen Emissionen in der Atmosphäre und bleibt dort auch lange Zeit – Kohlendioxid aufgrund seiner Halbwertszeit sogar 800 bis 1000 Jahre. Mit den bekannten Effekten: Erwärmungs- und Austrocknungsprozesse, Minderernten. Die anderen 50 Prozent klimaschädlicher Emissionen entstehen in den folgenden 60 Jahren im Zusammenhang mit der Bereitstellung von Wärme. Verglichen mit den grauen Emissionen ist das atmosphärische Schädigungspotenzial der Emissionen im Betrieb bedeutend geringer – erst recht, wenn es künftig tatsächlich gegen null gefahren wird.

Angesichts dieser Gemengelage, was wäre denn die Quintessenz und Ihre Botschaft an Politik, Bauwirtschaft und Bauherren?

Das Kernproblem sind nicht die Emissionen – oder etwas verballhornt: der Energieverbrauch – in der Nutzungsphase des Gebäudes, sondern die Emissionen in der Herstellungsphase. Deshalb muss man bei den Baustoffen ansetzen und dabei auch über den bundesdeutschen Gartenzaun hinausschauen: Das Nettowachstum der Weltbevölkerung liegt rein rechnerisch bei 2,6 Menschen pro Sekunde. Wenn jeder den bundesdeutschen Baustandard von 490 Tonnen pro Kopf beanspruchen würde, müsste man pro Sekunde 1.300 Tonnen Material herstellen. Die damit verbundenen CO₂-Emissionen wären so groß, dass die Durchschnittstemperatur auf der Erde bis 2050 um mehr als zehn Grad steigen würde.

Durch eine klimagerechte und energieoptimierte Wahl der Baumaterialien und der Baukonstruktionen könnte allein der Neubaubereich der Umwelt jährlich etwa sieben Millionen Tonnen



Voll recycelbar und emissionsfrei ist dieses Wohnhaus in Stuttgart (Projekt R 128). Ein gläserner Würfel, modular aufgebaut. Durch Schraub-, Steck- und Klemmverbindungen schnell und leicht errichtet und ebenso schnell demontierbar – das Baumaterial dadurch nahezu abfallfrei wieder verwendbar. Es nutzt die Sonnenenergie für Heizung und Regelungstechnik. Hier ist der Architekt und zugleich Bauherr Werner Sobek mit seiner Familie zu Hause.

Foto: Zooney Braun, Stuttgart



Die Aktiv-Haussiedlung in Winnenden, errichtet in Holzrahmenbauweise 2016 im Auftrag der Stadt für Bürgerkriegsflüchtlinge aus Syrien, die hier zeitweilig wohnten. Die Wohnanlage aus 38 Modulen mit einer Fläche von 45 oder 60 qm besteht aus individuelle Wohneinheiten mit eigenem Bad und eigener Küche. Außerdem gibt es ein Technikmodul, zwei Gemeinschaftsräume und einen Multifunktionsraum. Für die anschließende Nutzung als Sozialwohnungen waren nur wenige Umbauten nötig. Aufgrund des besonderen Fügeprinzips können die Module problemlos zu neuen Wohneinheiten zusammengestellt werden.

Foto: Zooney Braun, Stuttgart

CO₂ ersparen, so eine Studie des Steinbeis-Transferzentrums für Energie-, Gebäude- und Solartechnik. Wie sind Sie vorgegangen bei dem von Ihnen entwickelten Triple-Zero-Haus, das für null CO₂-Emissionen, null Energieverbrauch und null Abfall beim Rückbau steht?

Das erste zu hundert Prozent rezyklierbare Haus der Neuzeit habe ich zur Jahrtausendwende realisiert: R128 – ein voll

verglastes Gebäude ohne Schornstein, das seinen Energiebedarf aus nachhaltigen Quellen deckt. Seitdem haben wir diese Entwicklung weitergetrieben und Häuser gebaut, die sich nicht nur energetisch selbst versorgen, sondern die mit ihrer Überproduktion an elektrischer Energie und Wärme auch andere Häuser in der Nachbarschaft ebenso wie Autos versorgen können. Die Idee des Aktiv-

Fortsetzung auf Seite 7

Fortsetzung von Seite 6

hauses war dann die logische Konsequenz: ein vollkommen in der Fabrik hergestelltes Haus, basierend auf einer Plattformstrategie. Mit einer hohen Individualisierungsmöglichkeit, das heißt: kein Gleich-Teile-Prinzip wie im klassischen Fertighausbau, sondern ein Gleich-Füguungs-Prinzip. Und vollkommen rezyklierbar, mit vorbildlichen energetischen emissionstechnischen Eigenschaften, sechsmal leichter als vergleichbare Bauten.

Die Energiewende ist eine Investition in die Zukunft, die sich für die heutige, ältere und wohlhabende Generation in deren Lebenszeit nicht mehr „rechnen“ wird, sagen Sie. Genau das hält Selbstnutzer und Kleinvermieter häufig auch davon ab, ihr Haus energetisch zu modernisieren. Drehen wir uns damit nicht im Kreis?

In diesem Zusammenhang zitiere ich gern ein griechisches Sprichwort: „Einen Olivenbaum pflanzt man für die Enkel.“ Und die Lösung des Treibhausgas-Emissionsproblems muss man genauso sehen: Wir, die wir das zu bezahlen haben, werden überhaupt nichts davon sehen. Weil der Effekt nicht schlagartig innerhalb einer Quartalsrechnung oder einer Jahresbilanz ersichtlich wird, zumindest nicht signifikant. Er wird – hoffentlich – im

Jahr 2050 nachweisbar sein. Das heißt, man muss jetzt etwas tun, wovon man aber selbst aller Voraussicht nach nichts mehr hat. Dies widerstrebt vielen. Dass hier nur die monetäre Amortisation betrachtet wird, ist ein gesamtgesellschaftliches Problem.

Mit einer durchschnittlichen energetischen Modernisierungsrate im Wohnungsbestand von derzeit unter einem Prozent kommt man nicht weit. Bestandsbauten ins „Grüne“ drehen, faktisch von der Energieschleuder zum Nettoproduzenten – das klingt vor diesem Hintergrund fast utopisch. Genau dafür werben Sie aber. Mit welchem Konzept?

Mit dem Prinzip der Schwesterlichkeit. Die alten und die neuen Häuser, die guten und die schlechten: Nicht alle Häuser müssen die gesamtgesellschaftlichen Vorgaben gleichermaßen erfüllen. Manche sind dafür besser geeignet, weil sie stärker in der Sonne stehen und mehr Energie gewinnen können. Andere haben dagegen einen großen Keller anzubieten, in dem man gut Batterien platzieren könnte. Und nochmals andere werden Teil eines vernetzten Energiemanagements im Quartier oder einer Stadt. Es geht um das Aufheben der Systemgren-



Prof. Dr. Werner Sobek. 2001 bis 2020 Leiter des Instituts für Leichtbau Entwerfen und Konstruieren (ILEK) der Universität Stuttgart. Seit 2017 dort Sprecher des Sonderforschungsbereichs „Adaptive Hüllen und Strukturen für die gebaute Umwelt von morgen“. Gastprofessuren an Universitäten u.a. Graz, Singapur und Harvard. Mitglied des Stiftungsrats der Bundestiftung Baukultur, Mitglied im Initiativkreis „Bauhaus der Erde“. Gründer der international aufgestellten Werner Sobek AG.

Foto: A.T. Schaefer Stuttgart

ze „Gebäudehülle“ und das Fördern des energetischen Austauschs untereinander. Dazu braucht es ein kluges Verfahren aus Energiegewinnung, -speicherung und -konsum, idealerweise kombiniert mit Elektromobilität. ■

WOHNUNGSBAU

Eigenheimbau: Stärkste Säule des Wohnungsbaus

293.000 Wohneinheiten wurden 2019 fertiggestellt. Knapp 170.000 davon entfielen auf 1- und 2-Familienhäuser sowie Eigentumswohnungen. Demgegenüber standen knapp 78.000 klassische Mietwohnungen. Die Differenz zur Gesamtzahl ergibt sich im Wesentlichen durch Wohnungen im Ausbau (rund 32.000) und Wohnungen in Wohnheimen und Nichtwohngebäuden (zusammen rund 14.500). ■

Fertigstellungen 2019



- Eigentumswohnungen
- 1- und 2-Familienhäuser
- Mehrfamilienhäuser ohne Eigentumswohnungen

Quelle: Statistisches Bundesamt

30 Jahre Währungs-, Wirtschafts- und Sozialunion

– Verbandsbroschüre erinnert an historisches Datum –

Am 1. Juli 2020 feiert der Vertrag zur Währungs-, Wirtschafts- und Sozialunion seinen 30. Geburtstag. Mit der Einführung der Sozialen Marktwirtschaft einschließlich der D-Mark in der damaligen DDR ging auch die Einführung des Bausparens einher. Für den Verband der Privaten Bausparkassen ist dies Anlass gewesen, die damalige und aktuelle Situation des Wohnens zu beleuchten.

In der Broschüre „Wohnen in Deutschland – 1990 und heute“ finden sich Interviews mit dem heutigen Parlamentarischen Staatssekretär im Bundesministerium des Innern, für Bau und Heimat, Volkmar Vogel MdB, und dem Bauminister im Kabinett von Lothar de Maizière, Dr. Axel Viehweger.

Die Journalistin Wiltrud Zweigler erinnert an die Wohnsituation vor 30 Jahren. Dr. Reiner Braun, Vorstandsvorsitzender der empirica AG, beschreibt die gegenwärtige Lage auf dem ostdeutschen Wohnungsmarkt.

Interviews mit der Präsidentin der Architektenkammer Berlin, Dipl.-Ing. Christine Edmaier, und mit dem Stellvertretenden

Abteilungsleiter der historischen Forschungsstelle am Leibniz-Institut für Raumbezogene Sozialforschung Erkner bei Berlin, Dr. Harald Engler, vertiefen einzelne Aspekte des Kultur- und Sozialguts „Wohnen“. Ein Beitrag von Dr. Juri Schudrowitz, Leiter Grundsatzfragen des Verbandes der Privaten Bausparkassen, widmet sich dem Bausparen.

Die Broschüre kann heruntergeladen werden unter www.bausparkassen.de/Bauspar-Infos. ■



Video-Interview

mit Dr. Axel Viehweger, Bauminister im Kabinett von Lothar de Maizière,
unter www.bausparkassen.de/Presse/Videos

IMPRESSUM

Herausgeber:
Verband der Privaten Bausparkassen e. V.
Für den Inhalt verantwortlich: Alexander Nothaft
Satz: Eins 64 Grafik-Design, Bonn

Anschrift der Redaktion:
Klingelhöferstraße 4 · 10785 Berlin
Telefon: (030) 59 00 91-523
nothaft@vdpb.de · www.bausparkassen.de

